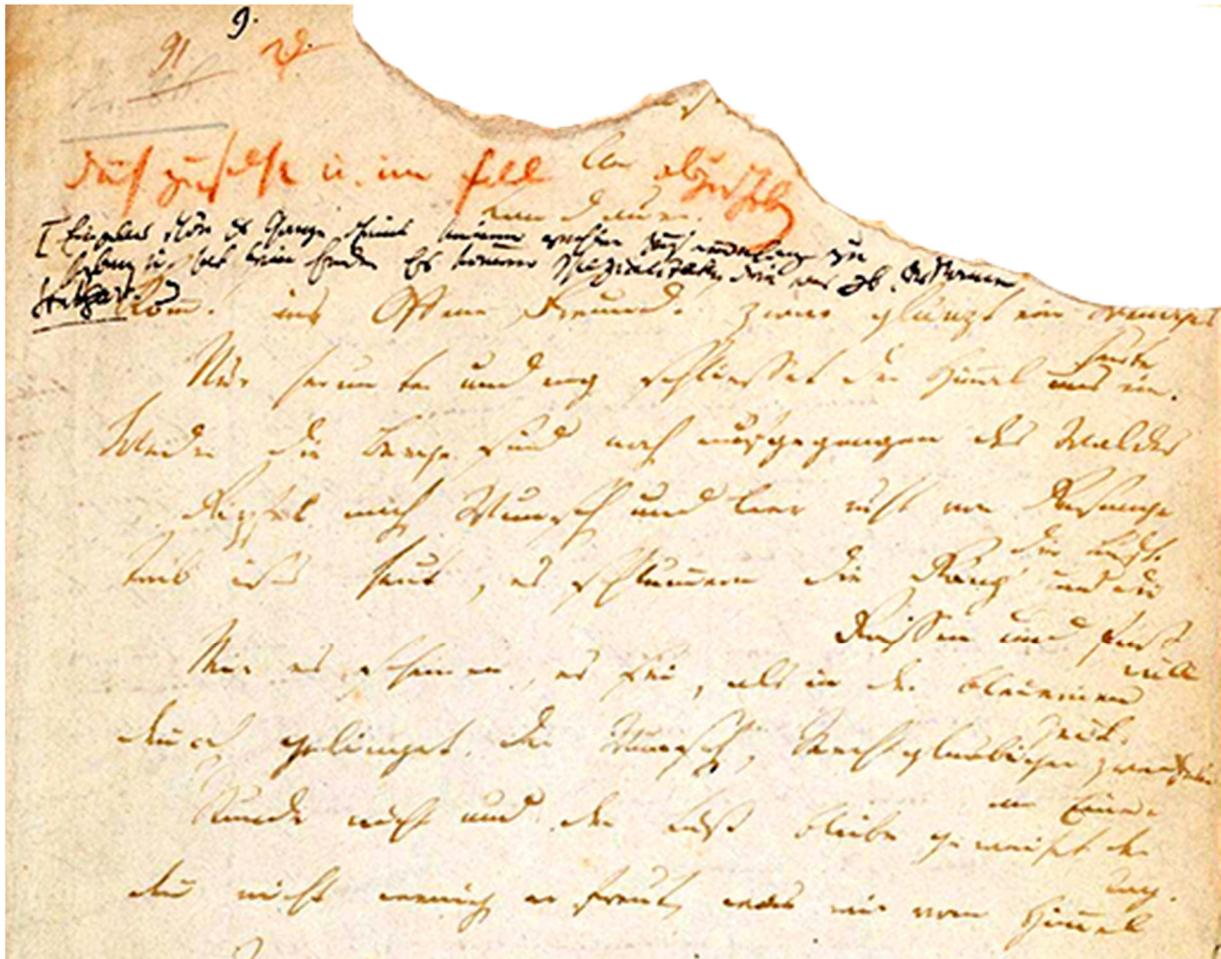


Was das menschenfreundliche Mailicht spricht.

Zu Hölderlins Gedicht „Der Gang aufs Land“

von Julia Selg



#

Vor einem Jahr, als ein Winter voller Druck, Härten und Ausgrenzung überstanden war, begann die warme Intensität der Notgemeinschaften unter dem Corona-Regiment sich aufzulösen, Erschöpfung und Diffusion machten sich breit. Wie ist es jetzt – gut ein Jahr später? Der Mai ist da. Wie steht es um unsere Kräfte als inhaltlich verbundene Gemeinschaft von Individuen, wie steht es mit den humanistischen Anliegen in unseren verschiedenen Tätigkeitsfeldern? Wohl kaum eine der schon vor Corona bestehenden Sorgen in den Schulen, Einrichtungen, Praxen, Betrieben ist kleiner geworden – „und fast will//mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit“, so heißt es in Hölderlins Gedicht „Der Gang auf Land“.

Die Zeile mit der „bleiernen Zeit“ ist allzu bekannt, doch lohnt es sich, dieses besondere Mai-Gedicht ganz zu durchschreiten. Wo liegen seine

Kraftquellen? In einer Rhythmik und in Bildern, die man nie wieder vergisst, erleben wir den gemeinsamen Aufbruch von Freunden aus der schläfrigen Enge der Stadt, eine Wanderung „den Hügel hinauf“, an einem trüben Morgen. Ein konkreter Horizont ist da: „Stuttgart“ mit seinen „Gäng und Gassen“, umgrenzt von Hügeln und Weinbergen. Das Ziel ist eine Einkehr im Gasthaus – „nicht Mächtiges ists, zum Leben aber gehört es“.

Doch es schwingen weitere Ebenen mit. Hölderlin hat dieses Gedicht im Jahr 1800 geschrieben, elf Jahre nach der Französischen Revolution, für die er sich gemeinsam mit Hegel und Schelling, seinen damaligen Studien- und Zimmergenossen im Tübinger Stift, begeistert hatte. Die Aufbruchsstimmung war längst vorbei; nach den Entgleisungen der „Schreckensherrschaft“ und dem Emporkommen Bonapartes in Frankreich und angesichts verkrusteter feudaler Machtverhältnisse im deutschen Kulturraum boten sich trübe Aussichten für Idealisten. Die Napoleonischen Kriege hatten begonnen und sollten noch lange andauern. Hölderlin hatte auch in dieser Zeit Freunde, mit denen er über nötige Gesellschaftsveränderung sprach: Christian Landauer, dem das Gedicht gewidmet ist, ein liberaler Stuttgarter Tuchhändler; oder Isaac Sinclair, der Jakobiner war und dann doch mit Mühe seine Stellung am Hof in Homburg behalten konnte - bei ihm hatte Hölderlin gerade erst für Monate gewohnt. Das „andere Deutschland“ war damals vielfältig und geistig produktiv, aber es war unter Druck und äußerlich nicht sehr erfolgreich.

Friedrich Hölderlins eigene Utopien reichten schon seit den frühen Jahren über die vordergründige politische Ebene hinaus und hatten einen tiefen spirituellen Untergrund. „Darum hoff ich sogar, es werde ... mit der unsern zugleich des Himmels Blüte beginnen//Und dem offenen Blick offen der Leuchtende sein“: Ständig oszilliert die gefügte Sprache des Gedichts zwischen harmloser Geselligkeit, gesellschaftlichem Idealismus („von selbst bildsamen Gästen erklärt“) und tiefsten Tiefen, höchsten Höhen, die spirituell gefasst und bei aller antik-griechischen Prägung („Und es schauen so oft lächelnd die Götter auf uns“) christlich sind, ohne dies durch konventionelle Sprachformeln zu entblößen. Die Worte und Dinge sind transparent, ein Gasthaus ist wirklich ein Gasthaus, keine Allegorie, und doch ist soviel mehr darin anwesend.

Hölderlin war ein großer Wanderer, er ging von Nürtingen zu Fuß nicht nur nach Stuttgart, sondern auch zu seinen Hauslehrer-Stellen nach Frankfurt, in die Schweiz nach Hauptwil und sogar bis nach Bordeaux. Es heißt, er dichtete im Gehen. Das rhythmisch-ätherische Element, die eigentliche

Sphäre des Lebens, ist allgegenwärtig auch in diesem Gedicht, verdichtet im wiederholten Bild des „Aufgehens“: „Weder die Berge sind, noch aufgegangen des Waldes//Gipfel nach Wunsch, und leer ruht von Gesange die Luft“, heißt es am Anfang. Später dann im Modus der Hoffnung: „wenn das Gewünschte//Wir beginnen, und erst unsre Zunge gelöst//Und gefunden das Wort, und aufgegangen das Herz ist“. Dann vorausgreifend: „und dem offenen Blick offen der Leuchtende sein“; „wie das Herz es wünscht, offen, dem Geiste gemäß“. Rhythmus und Bilder, Sprache und Klang bahnen einen Weg hinaus und hinauf, aus Enge und Trübnis zu einer inspirierten gemeinschaftlichen Helle, die sich ereignet, obwohl auch im „Gasthaus“ nichts perfekt ist. Man lese, wie sich die mittleren Zeilen des Gedichts zwischen Erfüllung und lächelnder Einschränkung hin und her bewegen. Auch auf den selbstbewussten Spruch des Zimmermanns „Wir, so gut es gelang, haben das Unsre getan“ folgt nach dem Schweigen der Leerzeile - ein „Aber...“.

Und dann erscheint nicht mehr die menschliche Gemeinschaft, sondern die maienhafte Natur, die „Physis“ (griechisch: „das Aufgehende“): „wenn in Feiertagen des Frühlings//aufgegangen das Tal“. Die letzte erhaltene Strophe erschafft in der Bewegung des Herabsteigens („mit dem Neckar herab“) ein Bild ätherischer Wärme: „...dämmert und wächst und erwärmt unter dem sonnigen Duft.“ Lebendige Wärme - das Element, in dem ein menschliches Ich leben kann: „Ich bin//in Wärme“, heißt es in einer Meditation Rudolf Steiners. Hölderlin sprach an anderer Stelle vom „Vater Äther“, und im „Äther“ hörte er das Wort „heiter“ mit. Für die rhythmisch-ätherischen Lebenskräfte der Sprache hatte Hölderlin einen ausgesprochenen Sinn.

Der „Gang aufs Land“ bleibt an dieser Stelle in der Schweben. Das Gedicht ist unvollendet.

*

Mehr dazu im nächsten Newsletter!